

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schleichendes Gift

Schleichendes Gift.

Erzählung von B. Rittweger.

„Hättest Du was dagegen, Lieber, wenn ich morgen früh nach Nordburg führe, um dort Besorgungen zu machen? Meine Schneiderin, weißt Du ja, hat sich verheiratet, und ich kann durchaus keine andere hier finden. Ich möchte deshalb meine besseren Sachen in Nordburg arbeiten lassen. Donnerstag kommst Du ja doch immer spät zum Essen, da bin ich wieder zurück. Ja?“

„Aber, Herz, wozu die lange Rede? Mach das doch ganz, wie Du willst. Kurt und Lotte sind ja gut aufgehoben bei der Anna.“

„Natürlich; das Mädchen ist so zuverlässig, und die Kinder hängen an ihr. Und die Mine kocht selbständig. Sonst könnt' ich auch nicht fort. Also abgemacht. Und nun gute Nacht, Ernst. Ich bin recht müde, und wenn man eine Reise vorhat —.“ Frau Helene küßt den Gatten und schmiegt sich innig an ihn.

„Hör mal, Liebchen, es fehlt Dir doch nichts? Dein Herz klopft so stark, und Du siehst auch blaß aus. Es ist mir seither schon aufgefallen.“ Der Amtsrichter schiebt seine Gattin etwas von sich u. blickt sie forschend an. Sie errödet unter diesen Blicken, und ihre Stimme

klingt nicht ganz unbefangen, als sie erwidert: „Fehlen, was sollt' mir fehlen, Ernst? 'n bißchen Herzklopfen kann jeder mal haben, und blaß — ich habe doch nie viel Farbe.“ „Freilich nicht, Liebling, Ich bin nur immer so ängstlich, wenn sich's um Dich handelt. Das weißt Du ja. Nicht mal bei den Kindern hab ich die Empfindung. Nur bei Dir — ach Du, das kommt eben davon, wenn man sich so lieb hat. Vielmehr, weil ich Dich so ganz un menschlich, so ganz unerhört lieb habe. Dann daß Du mich auch — nein. Helene, so lieb kannst Du mich ja gar nicht haben! Ich glaube, eine solche Liebe, wie die meine, die — ach, ich bin ein närrischer Kerl! Aber es ist mir eben immer noch manchmal, als ob es gar nicht möglich sein könnte, daß Du holdes, junges Geschöpf mich, der doch schon kein Jüngling mehr war, wirklich und wahrhaftig als freier Neigung gewählt hast. Sieh, es ist mir oft wie ein Traum, daß das vielbewunderte, vielumschwärmte Freifräulein v. Hülsberg zu dem Mann —“

„Nun schweig aber still, Du Böser, Du Bestler! So oft hab ich Dir's schon versichert, wie ich Dir's nie genug danken kann, daß Du um mich geworben hast. Vielbewundert! Jawohl —“ ein bitterer Ton ist jetzt in der Stimme der jungen Frau — „vielumschwärmt! Preisgegeben den zudringlichen Huldigungen der Männer, die der eigene Vater begünstigte! Ach Gott, laß mich nicht dran denken — es war oft schrecklich. Und ich war so allein, so verlassen: Und diese Abende — Spiel und Trunk füllten sie aus, und ich mußte die Wirtin machen, als ich kaum die Schule verlassen. Und die Kosten trugen die Gäste! Entsetzlich! Und

von all den Männern, die sich um mich drängten, um das arme Freifräulein, das einen so sonderbaren Vater hatte, dachte keiner daran, mich zu seinem Weibe zu machen. Und Du hattest das alles mit angesehen, als unser nächster Nachbar, und als das „lustige“ Leben bei uns aufhörte, als der Vater gelähmt dalag, da kamst Du und batest um meine Hand. Und es kam ein Gefühl über mich, so ein heimatliches, geborgenes, und ich wußte, mit einem Mal, ich hatte Dich schon lange lieb, wohl gerade, weil Du so anders warst, als



„Aber, Herz, warum die lange Rede? Mach das doch ganz, wie Du willst. Kurt und Lotte sind ja gut aufgehoben bei der Anna.“

die Herren, die bei uns verkehrten. Ach Ernst, und wenn ich 100 Jahre lebte, ich könnt' Dir nicht genug danken! Und das hab ich mir geschworen am Altar, daß Du durch mich keine trübe Stunde haben sollst, solange mich Gott an Deiner Seite läßt. So, Du Ungläubiger, bist Du nun überzeugt, daß ich Dich lieb habe, ebenso lieb, wie Du mich? Glaubst Du's mir?“

„Ja, Helene, ich glaube Dir. Es wär' ja auch nicht zu ertragen, könnt' ich's nicht. Und Du bist gesund, Lieb, ganz gesund?“

„Natürlich, Ernst, ganz gesund. Nur arg müde. Ich bin heute mit den Kindern so lange draußen gewesen.“ „Dann geh' schnell zu Bett, Herz. Ich habe noch etwas zu arbeiten.“

„Setz noch, Lieber? So spät?“

„Ja, es muß sein. Ich muß die Zeit ausnützen. Nicht mehr lange in dieser Weise. Sobald meine Erläuterungen zum Erbrecht nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch fertig sind, gibts Ruhe. Cher nicht.“

Du kennst mich ja. Wenn nichts Störendes dazwischen kommt, hoff' ich das Buch diesen Herbst noch in Druck geben zu können. Ich verspreche mir viel davon. Ich weiß, daß die Arbeit etwas wert ist und meinen Namen bekannt machen wird."

"Du ehrgeiziger Mann!"

"Für Dich, Helene, nur für Dich! Oder wenigstens in erster Linie für Dich. Denn mein persönlicher Ehrgeiz — ich möcht' den Drang, aus dem Staatsdienst herauszukommen, um mich ganz freier wissenschaftlicher Arbeit widmen zu können, am liebsten in einer Universitätsstadt, nicht so nennen. So, aber nun endgültig gute Nacht, Lieb. Ich komme in einer Stunde und hoffe Dich fest schlafend zu finden."

Noch ein herzlicher Kuß, und Frau Helene geht. Im Schlafzimmer angelangt, sinkt sie aufs Bett und birgt ihr Antlitz in beide Hände. Nicht weinen, nur nicht weinen! Stark sein bei aller inneren Angst, damit er nichts merkt, der beste gütigste Mann, dem sie alles dankt, was ihr das Leben wertvoll macht.

Im Nebenzimmer schlummern die Kinder. Anna ist noch nicht bei ihnen. Frau Helene tritt an die Betten und küßt die lichten Bäckchen ganz vorsichtig, um die Schläfer nicht zu wecken. Seit Ernst so eifrig an seinem Werk arbeitet, ist die Einrichtung getroffen die Kinder mit dem Mädchen schlafen Bäckchen zu lassen. Er braucht seine ungestörte Nachtruhe. Die Hände gefaltet, steht die junge Frau lange in tiefem Sinnen. Dann wendet sie sich mit einem Seufzer ab und sucht die Ruhe, ohne sie zu finden.

Als der Amtsrichter nach fast zwei Stunden das Schlafzimmer betritt, scheint Helene fest zu schlafen. Sie regt sich nicht, und er hat keine Ahnung, daß Angst und Sorge vor dem kommenden Tag sie wach erhalten.

* * *

Bei Fräulein Adele Merker, einem alleinstehenden „späten Mädchen“ sind einige gute Freundinnen zum Nachmittagskaffee versammelt. Die Unterhaltung ist im besten Gang. Eben ist man bei den neuen Herbsthüten angelangt, und eine der Damen bemerkt: „Frau Amtsrichter Rothe hat einen ganz aparten, schwarz mit weiß. Natürlich aus der Residenz. Sie bezieht ja neuerer Zeit alles aus Nordburg. Hier ist's dem geborenen Freifräulein wahrscheinlich nicht gut genug."

„Wahrscheinlich. Sie fährt jeden Donnerstag

hinüber, schon seit ein paar Wochen. Ich sah sie allemal ankommen, mit Schachteln und Paketen beladen."

„Sonderbare Liebhaberei!"

„Allerdings, sehr sonderbar." So bestätigt die Gastgeberin, und nach kurzem Besinnen fährt sie fort: „Übrigens, da steckt auch noch 'was dahinter. Beforgungen wird sie schon machen, damit das Kind einen Namen hat, dem Mann gegenüber. Hahaha! Ich könnt' Ihnen Dinge berichten, Dinge!"

„Ach wirklich, beste Merker —" die Damen rüden unwillkürlich näher zusammen und lassen die Handarbeiten sinken — „wirklich?"

„Wirklich! Doch, es ist am Ende besser, zu schweigen."

„Aber Liebste, Sie werden uns doch nichts vorenthalten, uns, Ihren besten Freundinnen!"

„Ja, es ist so 'ne Sache. Ich weiß doch nicht, ob — man kann da leicht in des Teufels Küche kommen."

Und ich klatsche überhaupt nicht, grundsätzlich nicht, das ist ja bekannt."

„Und überhaupt klatschen, das tun wir doch alle nicht. Aber wenn es sich um Tatsachen handelt! Und ich muß gestehen, die Residenzfahrten der Frau Amtsrichter, dieser hochnässigen Person, kommen mir auch mindestens sonderbar vor."

„So? Na ja, große Kombinationsgabe gehört ja auch nicht dazu. Bisher hat sie doch auch hier, was sie brauchte. Es hat eben

alles seine Gründe. Aber ich sage doch lieber nichts. Sie müßten mir denn fest versprechen, daß es ganz unter uns bleibt. Gott, wenn man sich nicht mal bei seinen besten Freundinnen aussprechen dürfte, das wär' freilich schlimm. Und wo es sich noch dazu um was Moralisches handelt! Also, aber ganz unter uns —"

„Natürlich, beste Merker, ganz unter uns, das ist doch selbstverständlich. Wie können Sie glauben, daß davon etwas laut würde? Nun spannen Sie uns aber nicht länger auf die Folter. Also, um 'was Moralisches handelt sich's?"

„Im, ja, sozusagen, das heißt, uns Gegenteil natürlich. Leider! Hören Sie nur. Ich hatte gleich meine Gedanken wegen der häufigen Reise der Frau Amtsrichter. Sie ja auch, liebe Freiberg, wie Sie eben bemerkten. Himmel, ich bin weit entfernt, dem Menschen immer gleich Böses zuzutrauen, aber bei der aparten Person! Und bei Amtsrichters stimmt's schon lange nicht ganz. Sieht man das Paar wohl jemals zusammen?"



Frau Helene tritt an die Betten und küßt die lichten Bäckchen ganz vorsichtig, um die Schläfer nicht zu wecken.



„Also, aber ganz unter uns.“ — „Natürlich, beste Merker, ganz unter uns, das ist doch selbstverständlich.“

Immer läuft sie mit den Kindern herum, und wenn man sie nach dem Mann fragt, so heißt's: Ach, er hat so viel Arbeit. Na, mein Vater war auch Amtsrichter, aber der hatte immer Zeit für seine Familie. Es ist ja freilich kein Wunder, daß die Hülsberg den Rothe nur um der Versorgung halber geheiratet hat, das weiß doch jeder. Nachher kommt's eben so. Sie hat ihn eingefangen, richtig eingefangen, nachdem sie lange genug mit den Offizieren kokettiert und sich von ihnen den Hof hatte machen lassen. Leider kommt' sie ja keinen heiraten, weil die Moneten fehlten. Das mußst' sie gut genug. Und bei diesem Vater! Na, er ist tot, und von den Toten soll man nur Gutes reden. Ja, wenn die Hülsberg nicht gewesen wäre, dann hätt' der Amtsrichter eine ganz andere Frau, eine, die zu ihm paßt, aus einer soliden Beamtenfamilie, eine, die sich nicht zu gut dünkt, mit den Leuten hier zu verkehren. Na, das ist nun einmal so. Ob's freilich so bleibt, das muß man abwarten.“ Die Sprecherin hält einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen, dann fährt sie fort: „Also, um zur Hauptsache zu kommen. Die Reisen der Frau Amtsrichter kommen mir etwas verdächtig vor. Ich bitte Sie, als ob's hier nicht genug Geschäfte gäbe! Wenn ich denke, bei meiner Cousine Großbach bekommt man stets das Neueste in Fuß. Und ich frage Sie, hat die Rothe eigentlich jemals 'was Besonderes an? Sie putzt sich ja nicht 'mal. Das ist auch so 'ne Koketterie von ihr, diese gesuchte Einfachheit! Ja so, also die Reisen. Ich hatte gestern vor acht Tagen auch vor, nach Nordburg zu fahren. Tags

zuvor traf ich die Rothe und fragte, ob ich mich ihr anschließen dürfte. Zu zweien sei's doch unterhaltlicher. Da hätten Sie 'mal das verlegene Gesicht sehen sollen. Und die 'Ausflüchte! Sie wisse noch nicht ganz bestimmt, ob sie wirklich dabei bliebe, und dort habe man ja doch nicht dieselben Wege und man sei dann gebunden. Sie hätte auch beim Zahnarzt zu tun, hätte erst angestragt bei ihm. Kurz, ich merkte, sie wollte nicht. Na, aufdrängen tu' ich mich nicht. Ich fuhr allein, mit dem allerersten Zug um 7 Uhr. Als der zweite kam, den die Frau Amtsrichter immer benutzt, da war ich gerade zufällig in der Bahnhofstraße, nein zufällig, denn spionieren, das ist nicht meine Sache. Aber ich konnt's nicht hindern, daß ich sie von weitem sah. Sie kam eben von der Bahn, eilig und mit gesenktem Kopf, das verkörperte böse Gewissen, ging sie ihres Wegs, ohne mich zu bemerken. Na, nun paßte ich natürlich auf und wo landete sie? In einem großen eleganten Haus in der Steinstraße. Ich erkundigte mich, die Hausnummer hatt' ich mir

gemerkt, in einem Geschäft in der Nähe, wer da wohnt. Nun raten Sie 'mal, raten Sie mal, meine Damen. Es ist haarsträubend! Sie erraten's auch nicht. Der Baron von Holzendorff, wissen Sie, der früher hier gestanden hat, und der jetzt a. D. ist, und der das



„Tags zuvor traf ich die Rothe und fragte, ob ich mich ihr anschließen dürfte.“

unmensächlich viele Geld von seinem Onkel geerbt hat, und der einen Lebenswandel führt — na — stadtbekannt in ganz Nordburg. Ich weiß es von meiner Cousine."

"Ach!" "Das ist entsetzlich — "Nicht zu glauben."

"Der hat ja früher beim alten Hülsberg verkehrt."

"Und für die schöne Helene lichterloh gebrannt — "

"N bildhübscher Mensch war's! Den hätt' sie natürlich gern genommen, die Hülsberg; wenn er damals schon das Geld gehabt hätte, wär' sie heute nicht Frau Amtsrichter Rothe."

"Schade, daß die Erbschaft zu spät kam!"

"Nun, zu spät doch nicht, wie die Ereignisse beweisen."

"Man darf gespannt sein, wie sich das entwickelt."

"Vielleicht war's doch nur Zufall, beste Merker; es kann ja sonst noch jemand in dem Haus wohnen."

"Es kann, natürlich. Aber wo's so auf der Hand liegt. Denken Sie doch nur, daß sie mich absolut nicht dabei haben wollte." Die Dame, die den Einwurf gewagt, schweigt beschämt stille, und Fräulein Adele fährt fort: "Hören Sie nur weiter. Am folgenden Donnerstag, also gestern, fuhr ich wieder nach Nordburg. Ich hatte meiner Cousine versprochen müssen, sie bald wieder zu besuchen, da ich das erste Mal nur ein halb Stündchen Zeit für sie gehabt hatte. Ich bemühte wieder den ersten Zug, und diesmal, das gesteh' ich, mach' ich mir extra den Weg, um zu sehen, ob mein Verdacht begründet war. Ich spioniere sonst nie, wie Sie wissen. Wichtig, meine Frau Amtsrichter kommt wieder eilig angegangen und verschwindet wieder in dem betreffenden Haus, ohne nach rechts oder links zu sehen. Und einen dicken Schleier hatte sie vorm Gesicht. Später ging ich noch zum Zahnarzt und erwähnte die Rothe. Sie ist auch stets bei Dr. Haber. Was muß' ich hören? Daß sie seit einem halben Jahr nicht bei ihm gewesen ist, und daß er sie erst für Januar wieder zum Nachsehen bestellt hat! Na, was sagen Sie nun?"

Triumphierend blickt Fräulein Merker um sich, und alle geben zu, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Dann nimmt sie nochmals das Wort: "Aber natürlich, meine Damen, ganz unter uns. Ich möchte nicht um die Welt — es wär' mir ganz unfählich peinlich, das können Sie sich denken. Obgleich's ja eigentlich Pflicht wäre, dem armen Mann die Augen zu öffnen. Aber was mich nicht brennt, das blase ich nicht. Das ist

mein Grundsatz, und von meinen Grundsätzen geh' ich nicht ab."

"Da haben Sie ganz recht, liebste Merker. Man wird sich hüten, sich in solche Geschichten zu nisten."

"Man kann nicht vorsichtig genug sein."

"Ganz meine Meinung! Aber entsetzlich ist's, ganz entsetzlich! Der arme betrogene Mann! Dem bleibt doch nichts übrig, als sich scheiden zu lassen."

"Wenn er's erfährt."

"Erfahren tut er's sicher. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen." So spricht Fräulein Merker mit wahrer Grabesstimme und setzt hinzu: "Aber von mir aus nicht. Um keinen Preis. Ich habe kein Wörtchen gesagt."

Zu schnell schlägt heute den Damen die Abschiedsstunde. Das interessante Thema ist gar nicht zu erschöpfen, und nur das behagliche Gefühl, mit einer solchen Neuigkeit heimzukommen —

"zu Hause" natürlich wird's jede erzählen — und das erhebende Bewußtsein, nicht zu sein "wie diese", erleichtert die Trennung.



"Diesmal, das gesteh' ich, machte ich mir extra den Weg, um zu sehen, ob mein Verdacht begründet war."

Bei Amtsrichters geht das Leben seinen gewohnten stillen Gang. Ernst Rothe steckt tief in seiner Arbeit und genießt in den wenigen Mußestunden seine behagliche Häuslichkeit, in der er stets seine liebste Erholung findet. Auch Frau Helene fragt wenig nach der Außenwelt. Ihr genügt der Verkehr mit Mann und Kindern, und in ihrer freien Zeit liebt sie es, sich mit guter Lektüre zu beschäftigen. Ihre Wangen haben jetzt wieder etwas Farbe und eine ruhige Heiterkeit liegt über ihrem ganzen Wesen. Ihr Gatte hat seither keinen Anlaß gehabt, sich um ihre Gesundheit zu

ängstigen. — Die etwas abgeschiedene Lage der kleinen Villa begünstigt dieses Stilleben noch. "Mein Haus, meine Burg!" Das ist ein Lieblingswort Helenes. Sie hat als Mädchen wenig Anschluß im Städtchen gehabt. Das lag an den eigentümlichen Verhältnissen ihres Vaterhauses. Ihre Mutter war früh gestorben, und der alte Freiherr, ein Original, aber nicht im besten Sinn, hatte einen sonderbaren Lebenswandel geführt. Es war kein Platz für Freundinnen der Tochter in diesem Haus. So vermischte Frau Helene auch später solchen Verkehr nicht, umsoweniger, als sie in ihrer Ehe ein reiches Glück gefunden hatte. Zudem entsprachen ihre häuslichen Neigungen denen ihres Gatten.

Offizielle Einladungen, denen man sich nicht ent-

ziehen konnte, nahm das Ehepaar wohl ab und zu an. Auch besuchte der Amtsrichter, was er seiner Stellung schuldig zu sein glaubte, bisweilen zur Zeit des „Dämmererschoppens“ das Lokal, in dem die Honoratioren der Stadt und die Offiziere verkehrten. Die Abende verbrachte er dagegen stets zu Hause.

Um die allwöchentlichen Reisen seiner Frau nach Nordburg machte sich Ernst Nothe kein Kopfzerbrechen. Unbedingtes Vertrauen herrschte in dieser Ehe. Wenn Helene Lust hatte, ihre Einkäufe in der Residenz zu machen, so war das eben lediglich ihre Sache. Gottlob, brauchte man nicht kleinlich zu rechnen, da der Amtsrichter ein bedeutendes Vermögen von seinen Eltern ererbt hatte.

Vor ein paar Tagen hatte Helene zu ihrem Mann gesagt: „Nun brauche ich mir noch einmal nach Nordburg, dann ist alles in Ordnung.“ Lächelnd hatte er erwidert: „Bis zum Frühling, nicht wahr? Dann gibt's wieder neue Toilettenjorgen.“ Da hatte sie gemeint: „Ach, vielleicht find' ich bis dahin doch hier eine Schneiderin. Bequemer ist's entschieden.“ Und dann war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn stürmisch geküßt. Bei der jetzt ganz besonders stillen Lebensweise des Gatten — die Saison hatte noch nicht begonnen — bemerkten sie auch lange gar nicht, daß das Verhalten der Bekannten ihnen gegenüber ein anderes war, als früher. Frau Helene kam selten in die Stadt, und es fiel ihr nicht auf, wenn eine Dame bei ihrem Mahen an einem Schaufenster stehen blieb, ihr den Rücken zudrehend, und sie bemerkte auch nicht, wenn der Gruß eines Herren vielleicht etwas zögernder war, als es üblich ist. Sie war eine zu arglose, vornehme Natur, um darin eine Absicht zu sehen.

Ihr Mann kam schon seit Wochen gar nicht in Gesellschaft — sein Werk nahm ihn fast über Gebühr in Anspruch. Immer noch fand er etwas zu ändern, zu bessern, und der Verleger drängte.

Gerade am Tag vor Helenes letzter Fahrt nach Nordburg ist endlich die letzte Durchsicht vollendet. Nun geht's ans Einpacken, und gegen Abend bringt der Amtsrichter das Manuskript selbst zur Post. Heimgekehrt tritt er, froh des vollendeten Werkes, in Helenes Zimmer. Er trifft sie, den Kindern Geschichten erzählend. So vertieft sind Erzählerin und Zuhörer, daß sie ihn nicht gleich bemerken. Es ist ein gar holdes Bild: Die schöne blonde Frau im Erker, ihr zu Füßen die zwei Kleinen, aufmerksam lauschend.

Ein Glücksgefühl ohnegleichen durchströmt ihn. Ganz besonders dankbar empfindet er in diesem Augenblick, nach der vollendeten, gelungenen Arbeit, wie reich er ist. Das alles ist sein: Diese behagliche Häuslichkeit mit ihrem Frieden, das prächtige Kinderpaar, das, gesund an Leib und Seele, ihm bis jetzt nur Freude gebracht, und die Krone von allem: sein Weib!

Jetzt entdeckt der Junge den in der Tür stehenden Papa.

„O Papa — Mutti erzählt Geschichten, so schöne Geschichten. Hör' auch zu, Papa.“

„Nu tuhör, Papa“ — erhob die kleine Lotte — „töne Tesichten.“

„Das glaub' ich, und ich möcht' wohl auch die schönen Geschichten hören. Aber Papa hat keine Zeit. — Helene gratuliere mir, das Manuskript ist fort. Nun blieb' ich freilich liebend gern hier in meinem „Glück im Winkel“, doch ich hab' mich der Gesellschaft schon unverantwortlich lang entzogen. Ich werde noch eine Stunde ins Kasino gehen, um mich 'mal wieder zu zeigen.“

„Tu' das, Lieber, Du hast recht. Ich glaube, man nimmt uns unsere Zurückgezogenheit übel. Frau Justizrat Mager wußte gestern nicht, ob sie mir überhaupt danken sollte oder nicht. Ich fürchte, sie kann's nicht verwinden, daß ich ihre letzte Einladung abgeschlagen habe. Aber ich war doch an dem Vormittag in Nordburg, da hatt' ich keine Lust, nachmittags gleich wieder auszugehen.“

„So, Frau Justizrat Mager?“
„Nu tuhör Papa“ — erhob die kleine Lotte — „töne Tesichten.“
„Ja, er war auch so komisch vor ein paar Tagen, als er bei mir zu tun hatte. Na, das soll uns nicht anfechten. Das nächste Mal kannst Du ihr ja den Gefallen tun, Lieb.“

„Ja gewiß. Die Frau ist mir nur so entsetzlich unsympathisch. Die hat kein gutes Herz. Aber nun geh', Ernst, sonst sind die Herren mit ihrem Dämmererschoppen fertig, bis Du kommst.“ —

Als der Amtsrichter das Kasinolokal betritt, findet er nur einige wenige Beamte. Helene hat recht gehabt. Der Dämmererschoppen ist fast beendet. Nur ein Rechtsanwält, zwei Offiziere, ein Gymnasialoberlehrer und ein Gutsbesitzer aus der Nähe sitzen noch um den runden Tisch, an dem er auch Platz nimmt. Es fällt ihm auf, daß die Herren ein lebhaftes Gespräch bei seinem Eintritt plötzlich abgebrochen haben. Es kann ja Zufall sein, aber es ist ihm unbehaglich. Auch die Anwesenheit des Gutsbesitzers empfindet er unangenehm. In einer Klagesache hat er einmal gegen ihn



entscheiden müssen, und das trägt ihm Herr v. Mirus, ein etwas rüder Patron, heute noch nach.

Ein gezwungenes Gespräch kommt in Gang und bald bemerkt Rothe, daß der Gutsbesitzer nicht ganz nüchtern ist. Er ist deshalb doppelt vorsichtig in der Unterhaltung und vermeidet alles, was Herrn v. Mirus hätte reizen können. Damit ist ihm aber nicht gedient. Er stichelt fortwährend auf „die unfehlbare Justiz“, und zwar wendet er sich mit diesen Reden stets direkt an den Amtsrichter, der am liebsten aufgestanden und fortgegangen wäre, wenn er nicht Aufsehen hätte vermeiden wollen. Und noch etwas anderes hielt ihn.

Die Herren erschienen ihm so eigentümlich, so zugeknöpft und dabei von einer gewissen geflissentlichen Höflichkeit, so, als wüßten sie nicht recht, wie sie mit ihm verkehren sollten, oder als hätten sie etwas gutzumachen. Um das sich langsam hinschleppende Gespräch etwas zu beleben — der Gutsbesitzer hatte seine plumphen Versuche, ihn zu reizen, endlich aufgegeben und verharrte nun in Schweigen — beginnt er von dem neugegründeten Museum in Nordburg zu sprechen, aber auch da begegnet er verlegenen Gesichtern. Niemand erwidert etwas. Herr v. Mirus schlägt nach kurzer Pause eine höhnische Lache auf.

„Nordburg, das interessiert Sie natürlich ganz besonders, Herr Amtsrichter. Ist ja auch 'ne interessante Stadt, dieses Nordburghahaha!

Ernst Rothe springt auf und ruft:

„Herr von Mirus — was soll das? Was wollen Sie damit sagen? Sie nehmen einen Ton an, der —“

„Bah, nicht so hitzig, mein Herr Amtsrichter! Schodschwerenot! Als ob's nicht stadtbekannt wäre, daß Ihre schöne Frau jede Woche den Baron v. Holzendorff in seiner Wohnung in Nordburg besucht. Alte Liebe rostet nicht, und wenn der Baron eher geerbt hätte, wär' die schöne Hülsberg heute nicht Frau Rothe.“

Die umstehenden Herren sind während dieser brüskten Rede aufgesprungen, sie suchen vergebens nach begütigenden Worten. Der Amtsrichter, totenbläß, unheimlich ruhig, ruft mit starker Stimme:

„Das ist eine gemeine Lüge. Sie werden Ihre Worte sofort zurücknehmen.“

„Fällt mir nicht ein! Was die ganze Stadt weiß, brauch' ich nicht zurückzunehmen.“

Der Amtsrichter schaut die anderen Herren an; sie verharren in verlegenem Schweigen. Da spricht er, totenbläß, aber mit fester Stimme:

„Sie sind ein elender Verleumder, Herr v. Mirus. Es gibt nur eine Antwort auf Ihre erbärmliche Lüge. Herr Oberleutnant Weber, ich ersuche Sie, die Angelegenheit für mich zu ordnen. Sie haben wohl die Güte, mich ins Nebenzimmer zu begleiten. Ich wünsche allersehnlichste Regelung.“

Der Oberleutnant verbeugt sich zustimmend. Rothe gehört als Reserveoffizier seinem Regiment an.

Mit kurzem Gruß, aufrecht, ohne Bankten, verläßt der Amtsrichter, gefolgt von dem Oberleutnant, den Raum. Nach den nötigen Besprechungen wählt er einen zweiten Ausgang, während Weber zu den Wartenden zurückkehrt mit der Mitteilung, daß Rothe das Duell schon am folgenden Morgen ausgetragen zu sehen wünsche.



„Das ist eine gemeine Lüge. Sie werden ihre Worte sofort zurücknehmen.“

„Wenn wir alles daran setzen, läßt es sich ermöglichen. Sie sind gewiß einverstanden, Herr v. Mirus? Es ist noch früh; bis Mitternacht ist der Amtsrichter auf seinem Bureau zu treffen. Ich denke, in der Zeit können wir alles ordnen.“

Mirus erklärt seine Zustimmung und begleitet den Oberleutnant, um alles in die Wege zu leiten. Die anderen Herren verlassen in gedrückter Stimmung das Lokal, nachdem sie strengstes Stillschweigen ver-

abredet haben. —

Frau Helene hat die Kinder zu Bett gebracht und harrt am gedeckten Tisch des Gatten. Statt seiner kommt der Amtsbote mit einem Billet.

„Liebste Helene!

Ein unvorhergesehener Fall im Bezirk erfordert meinen Aufenthalt im Bureau noch für mehrere Stunden. Schick' mir, bitte, ein paar Brötchen und warte nicht auf mich. Es kann spät werden.

Herzlichen Gruß

Ernst.“

Schade, sie hatte sich so auf einen gemüthlichen Abend gefreut. Aber natürlich, daran ist nichts zu tun.

Und es ist ja schon manchmal so gewesen. Sie braucht sich nicht zu beunruhigen. Flink packt sie etwas vom Abendbrot zusammen und gibt es dem wartenden Boten. Nach ihrer einsamen Mahlzeit

vertieft sie sich in einen Band Raabe, und zur gewohnten Zeit, um halb elf Uhr, geht sie zu Bett, in dem beglückenden Gefühl, morgen nach ihrer Rückkehr von Nordburg dem geliebten Mann alles beichten zu können, was sie ihm aus Sorge und zarter Rücksicht hat verschwiegen. Sie schläft auch bald ein und hört nur undeutlich, daß Ernst heimkommt und sich noch auf seinem Zimmer zu schaffen macht.

Als sie morgens erwacht, ist er schon wieder im Begriff, sich anzukleiden.

„Laß Dich nicht stören, Liebling — ich habe Eile. Der Wagen wird gleich da sein; ich muß über Land, wegen des gestrigen Falles. Nein, nein, Du sollst nicht aufstehen — ich bekomme schon an Ort und Stelle eine Tasse Kaffee. Leb' wohl, Helene, grüße die Kinder.“

„Du armer Mann, so spät ins Bett und so früh wieder heraus! Hättest Du mir nur gestern Abend Bescheid gesagt. Auf jeden Fall hättest Du erst Dein Frühstück gehabt. Wahrhaftig, da hält schon der Wagen. Nimm' wenigstens einen Schluck Rotwein und ein paar Cakes. Auf dem Büfett findest Du alles. Wann kommst Du zurück?“

„Das kann ich nicht bestimmen.“

Doch hoffentlich zum Mittagessen? Wir richten's auf drei Uhr. Dann bin ich auch wieder hier. Du weißt, ich fahre heute noch 'mal nach Nordburg.“

„Schön, Helene. Ja, vielleicht — können wir dann — zusammen essen.“

Ernst Rothe beugt sich über das Bett und küßt sein Weib zum Abschied. Dann wirft er einen langen Blick nach der Thür, hinter der die Kinder schlafen und verläßt das Zimmer.

Helene ist ganz arglos. Sie ist noch müde und da ihr Zug erst um neun Uhr geht, kann sie gut noch ein halb Stündchen schlafen. Ach — sie hat so viel nachzuholen, so viele schlaflose Nächte! Fast übermenschliche Anstrengung hat's ihr gekostet, monatelang die Angst um ihr Befinden dem Gatten zu verheimlichen. Ganze Nächte hat sie wach gelegen, bis sie endlich zu dem Entschluß kam, ohne Ernsts Wissen einen Spezialisten für Frauenkrankheiten in Nordburg zu konsultieren.

Ernst damit zu beunruhigen, eher als unbedingt nötig, wäre ihr sündhaft erschienen. Er war gerade damals so ganz in sein Werk vertieft.

Es würde ihm alle Schaffensfreudigkeit geraubt haben, hätte sie ihm ihre Besorgnisse mitgeteilt. Und Gottlob, sie waren unnötig gewesen, wenigstens handelte es sich nur um geringe Störungen, die durch geeignete Behandlung leicht zu heben waren und ihre Anwesenheit in Nordburg nur einmal wöchentlich erforderten. Und sie hatte schon an eine lebensgefährliche Operation gedacht und davor gebangt!

Dem alten Hausarzt hatte sie sich nicht anvertrauen wollen, denn der hätte Ernst gegenüber sicher nicht

geschwiegen, und überdies war sie fest überzeugt, daß er sie auch an den Spezialisten gewiesen hätte.

Medizinalrat Forbeck in Nordburg galt als Autorität in seinem Fach. — Nun war alles so gut geglückt — heute sollte sie zum letzten Male nach Nordburg, um als „völlig gesund“ aus der Behandlung entlassen zu werden. — Helene schläft nicht wieder ein. Mit wachen Augen liegt sie noch eine Weile — es ist ihr so besonders wohl zumut. Dann werden die Kinder drüben lebendig. Da erhebt sie sich auch, und nach einer halben Stunde sitzt sie mit Kurt und Lotte am Kaffeetisch. Nachher dürfen sie ihr mit Anna das Geleit zum Bahnhof geben. Es ist ein frischer, heller Herbstmorgen. Das bunte Laub leuchtet förmlich im Sonnenschein, und es kann kein wehmütiger Gedanke an ein Vergehen, an ein Sterben in der Natur aufkommen.

Das Frohgefühl der jungen Frau steigert sich noch während des Weges zur Bahn. Es ist ein gar so wohlthuender Gedanke: Du hast dem Gatten etwas erspart, was ihn hätte bedrücken und ängstigen können, Du bist tapfer gewesen und hast einen kleinen Teil der Danteschuld abgetragen, die Du ihm gegenüber hast.

Diese erhöhte Stimmung begleitet sie auch auf ihren Gängen in der Residenz. Mit herzlichem Dank verabschiedet sie sich von dem lebenswürdigen Arzt, der scherzend meint:

„Also heute, gnädige Frau, darf ich Ihnen endlich eine Empfehlung an Ihren Herrn Gemahl auftragen? Nun wird das große Geheimnis offenbar. Oder wünschen Sie, daß ich ihm selbst schreibe, daß er sich gar keine Sorge zu machen braucht?“

„Nicht nötig, Herr Medizinalrat. Es wäre unbescheiden, wollt' ich das verlangen. Und nochmals tausend Dank!“

Nun noch einige Besorgungen, dann geht's heimwärts.

Als der Zug hält, schaut sich Helene suchend um. Die Kinder nicht da mit Anna? Heute bei dem herrlichen Wetter! Es wird doch nichts passiert sein?

Ach, dummes Zeug. Eine Verspätung — sicher begegnen sie ihr noch auf dem Weg. Nein, nichts zu sehen in der Bahnhofstraße. Nun beschleunigt Helene unwillkürlich ihre Schritte. Es fällt ihr auf, daß einige Vorübergehende sie so scheu ansehen. Einmal dreht sie sich um, da bemerkt sie, wie zwei Dienstmädchen ihr nachblicken, lebhaft schwagend. Sie glaubt Worte zu verstehen, wie „verunglückt“, „heimgefahren“. — Ach, töricht — wie kann man nur so ängstlich sein. Wer weiß, wovon die gesprochen haben!

Doch sie kann sich das Gefühl nicht nehmen — es schnürt ihr förmlich die Brust zusammen. Doch wie ist ihr der Weg zu ihrer Wohnung so endlos lang erschienen.

Endlich biegt sie um die letzte Ecke — endlich ist sie am Ziel! Aber — um Gottes willen — eben tritt der

alte Hausarzt aus der Thür, und so ernst sieht er aus, und im Schlafzimmer sind die Gardinen zugezogen, jetzt, am hellen Tag, wo sonst die Fenster stets weit offen stehen. —

„Herr Sanitätsrat, was ist geschehen — ist Ernst — was ist —“

„Fassen Sie sich, gnädige Frau“ — wie sonderbar der Mann sie anschaut, so strafend, so vorwurfsvoll —

„Fassen Sie sich. Ihr Gatte ist schwer erkrankt, sehr schwer. Er — es ist — ja, verheimlichen kann ich's Ihnen doch nicht. Ich komme wieder mit herauf. Es handelt sich um ein Duell — Schuß durch die Lunge, nicht unbedingt tödlich, doch ist der Zustand sehr ernst. Eine Krankenschwester ist bei ihm —“

„Ernst — mein Ernst — ich will zu ihm —“

„Noch nicht, gnädige Frau. Ihr Anblick dürfte ihn zu sehr erregen!“

„Mein Anblick, Herr Sanitätsrat? Bin ich nicht sein Weib? Und ein Duell, sagen Sie. — Mit wem — warum?“

„Fragen Sie sich, gnädige Frau, ob Sie nicht am besten wissen, warum?“

„Ich? Aber mein Gott — ich komme eben ahnungslos aus Nordburg, glücklich, mit guten Nachrichten. Ich habe schon seit Wochen Medizinalrat Forbeck konsultiert. Ernst sollte nichts ahnen, deshalb verschwieg ich's auch Ihnen. Sie hätten mich ja doch auch zu Forbeck geschickt. Und nun — ach nun, wo alles gut ist — ich war zum letztenmal heute dort — nun — o, es ist furchtbar! Und ich soll nicht zu meinem Mann dürfen, damit er sich nicht aufregt? So ähnlich war's doch, Doktor? Als ob ich — was ist's mit dem Duell? Ist es um meinetwillen? Ich habe doch nichts Böses getan!“

Der alte Arzt schweigt einen Augenblick, sichtlich ergriffen.

Blitzschnell ist's ihm durch den Sinn gefahren: Im Erdgeschoß der Forbedschen Privatklinik wohnt Baron v. Holzendorff. Nun ist ihm alles klar und langsam spricht er:

„Nein, meine liebe, gnädige Frau. Sie haben nichts Böses getan. Wir alle, die ganze Stadt, wir haben Ihnen etwas abzubitten. Gott gebe, daß nicht ein schönes, reiches Glück zerstört ist für immer. Und

mun seien Sie tapfer, Frau Helene, recht tapfer. Leider kann ich jetzt nicht hierbleiben, aber ich komme in einer Stunde wieder, und dann sollen Sie alles hören. Vielleicht kann ich dann auch eher beurteilen, ob Sie unseren Patienten sehen dürfen. Augenblicklich ist keine Lebensgefahr vorhanden, das dürfen Sie mir glauben. Auf Wiedersehen!“

Helene wehrt die Mädchen, die jetzt ganz verstört und bedrückt mit den Kindern zu ihr treten, ab und wandt in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Darf sie nicht zu ihm, so will sie wenigstens in dem Raum weilen, wo ihr sein Bild am nächsten ist.



Und vielleicht findet sie ein Wort von ihm. Man hinterläßt doch seinen Liebsten einen Abschiedsgruß, wenn man bereit ist, in den Tod zu gehen. Sie öffnet den Schreibtisch. Der Schlüssel liegt stets an einem nur Ernst und ihr bekannten Ort. Da — ein Brief mit der Aufschrift: An meine Frau. Hastig erbricht sie ihn.

„Mein geliebtes Weib!

Du wirst diese Zeilen lesen, wenn ich nicht mehr bin. Ich bin ein schlechter Schütze, Herr v. Mirus ist ein ganz vorzüglicher. So ist meine Hoffnung, für Euch, Ihr Liebsten, weiterleben zu dürfen, nur gering. Aber Deine und meine Ehre erfordern die Einsetzung meines Lebens. Ich habe die Angelegenheit beschleunigt, weil ich keinen Aufschub ertragen kann. Vielleicht ist Gott uns gnädig und verhütet das Schlimmste. Ist es anders beschossen, so mußt Du es tragen, mein Weib. Ein schwacher Trost ist es für mich, daß Du in gesicherter Lage zurückbleibst, daß die Kinder eine Mutter behalten, die beste Mutter, die es geben kann. Du weißt Bescheid in den Verhältnissen, wir haben ja alles geteilt. Nun zur Hauptsache. Helene, Du wirst erfahren, wessen die Welt Dich beschuldigt. Ich habe Vorforge getroffen, daß man Dich aufklärt. Ich selbst bin nicht imstande, das schmählige Gerücht in Worte zu fassen. Nur sagen kann ich Dir, daß nicht der Schatten eines Zweifels in mir ist, Helene, daß Du über jeden Verdacht erhaben bist und daß mein letzter Gedanke sein wird: Gott segne mein Weib für alles, was es mir gewesen und gegeben.

„Bis in den Tod
Ernst.“

Helene liest und liest nochmals und es wird ganz still in ihr. Nach einer Weile erhebt sie sich mit tiefem

still in ihr. Nach einer Weile erhebt sie sich mit tiefem

Atemzug. Gott sei Lob und Dank! Er hat nicht gezweifelt an ihr. Sie weiß ja noch immer nicht, um was es sich eigentlich handelt, aber eins weiß sie: er hat nicht an ihr gezweifelt. Nun kann ihr niemand weigern, an sein Krankenlager zu treten.

Ruhig geht sie ins Kinderzimmer, ordnet dies und jenes an, sehnsüchtig die Rückkehr des Arztes erwartend. Noch ehe die Stunde um, ist er da. Sie reicht ihm den Brief:

„Lesen Sie, Herr Sanitätsrat, und dann führen Sie mich zu ihm.“

Der Arzt liest und gibt ihr feuchten Auges das Blatt zurüch.

„Ja, Frau Helene, jetzt seh' ich, Ihr Anblick kann ihm nicht schaden. Ach, was ist das doch für eine elende, erbärmliche Welt! Klatsch, Verleumdung, und das Schlimmste von allem, die Freude daran! Mörder sind's, feige Mörder, all' die Menschen, die das schlechende Gift austreuen, es verbreiten, bis es endlich wirkt, bis es tötet! Wahrlich, einer der im Jähzorn den Gegner niederschlägt, ist ja ein Engel gegen solche Giftmischer! Und ich alter Kerl — na ja — zu mir ist's erst vor ein paar Tagen gedrungen, das Gift, das erbärmliche Gerücht, Sie, Frau Helene, besuchten allwöchentlich den Baron von Holzendorff in seiner Wohnung in Nordburg.“

Helene wird rot und blaß.

„Holzendorff — der früher hier gestanden — der, ja der wohnt in dem Haus, wo der Medizinalrat — und ich soll — das ist schändlich — erbärmlich!“

„Ist's auch, Frau Helene. Wie gesagt, an mich trauten sich die bösen Zungen doch wohl lange nicht heran, an den Hausarzt. Und als ich's doch endlich erfuhr, durch einen Zufall, da war mein erster Gedanke: Sobald Du dem Rothe begegnest, sagst Du's ihm, offen und ehrlich, damit er der Schlange den Kopf zertritt. Und das ist meine Schuld, daß ich's nicht sofort tat. Und so erfuhr er's gestern Abend im Kasino auf eine Weise, die ihm keine Wahl ließ, unseem Ehrenkodex nach. Mein junger Kollege, der beim Duell zugegen war, hat mir die Einzelheiten mitgeteilt. Ihr Gatte hatte wirklich keine Wahl, Gott sei's gellagt. Und Mirus, der — — na, ich will

mich zusammennehmen, Mirus, sein Gegner, ist heil und gesund geblieben.“

„Dank, Herr Sanitätsrat, für die Aufklärung, so bitter sie auch ist. Ich dacht' es gut zu machen, meinem Ernst Sorge zu ersparen, und so — ach, Doktor, nicht wahr — er wird leben?“

„Wir wollen's hoffen, Frau Helene, wir wollen's hoffen. Kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen. Aber erst, erst — verzeihen Sie mir, liebe, gnädige Frau, daß ich — ja, als Sie heute auf mich zukamen, da hatt' ich selbst einen Augenblick des Zweifels. Sie haben's gewiß an meiner Miene gesehen. Das Gift, das verdammte, schlechende Gift!“

„Nicht mehr davon reden, Doktor, bitte nicht. Wir sind eben alle nur Menschen. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Und nun zu meinem Ernst.“

Wochenlang ringt Ernst Rothe mit dem Tode.

Stille herrscht im ganzen Haus. Die Kinder sind oben hin quartiert worden mit Anna. Helene geht ganz in der Pflege des Gatten auf. Niemand aus der Stadt bekommt sie zu sehen, als der Arzt und die Schwester, die sie bisweilen abläßt, wenn die Natur zu gebieterisch ihr Recht auf Schlaf geltend macht.

Von der Außenwelt dringt nichts zu ihr. Die Köchin weist alle teilnehmenden Fragen ab. Und deren gibt es viele. Am häufigsten schicken die, die am meisten dazu beigetragen haben, das schlechende Gift der bösen Nachrede zu verbreiten, natürlich „im Vertrauen“, „unter dem Siegel der Verschwiegen-

heit“. Die sind auch jetzt am eifrigsten, zu versichern, daß sie „niemals daran geglaubt haben“. Aber die Welt sei eben zu schlecht. —

Endlich ist die Gefahr vorüber; noch ein Aufenthalt im Süden und alles wird gut sein. So versichert der berühmte Spezialist, der ans Krankenlager gerufen wurde.

Anfang Dezember reißt die Familie nach der Riviera ab, begleitet von den guten Wünschen der ganzen Stadt.

„Der Frau Amtsrichter ist die Erholung zu gönnen“, so versichert Fräulein Adele Merker jedem, der es hören will, „sie hat sich wirklich bewährt in dieser schweren Zeit.“



Endlich ist die Gefahr vorüber; noch ein Aufenthalt im Süden und alles wird gut sein.

Im Mai kehrt Ernst Nothe mit den Seinen wieder in die Stadt zurück, aber nur zu kurzem Aufenthalt. Die „Erläuterungen zum Erbrecht“ haben Aufsehen in Fachkreisen erregt. Eine ganze Reihe von Tageszeitungen und Fachzeitschriften haben den Amtsrichter um seine dauernde Mitarbeiterschaft ersucht. So hat er sich entschlossen, den Staatsdienst zu quittieren und sich ganz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen, u. zwar in einer mitteldeutschen Univeritätsstadt.

Dabei kann er auch noch einen früher schon gehegten Lieblingsplan, als akademischer Lehrer tätig zu sein, im Auge behalten.

Der Abschied von der bisherigen Heimat wird dem Ehepaar nicht schwer. Das Gift hat nicht getötet, aber die Spuren, die es hinterlassen, werden leichter und vollständiger in neuer Umgebung verwunden werden.

Eine Million Harmonikas und Tausende und Abertausende andere Musikinstrumente werden alljährlich in Klingenthal und Umgebung gefertigt. Wer deshalb Bedarf in Zugharmonikas, Vandonions, Violinen, Zithern, Guitarren zc. hat und selbe direkt vom Fabrikationsort kaufen will, dem ist dringend zu empfehlen, sich an die bekannte Firma Meinel u. Herold in Klingenthal i. S. zu wenden. Genannte Firma ist im Besitz von über 8000 notariell beglaubigter, freiwillig eingefandter Dank- und Anerkennungs schreiben, welche ein sicherer Beweis sind, daß trotz der äußerst niedrigen Preise nur wirklich gediegene und brauchbare Waren zum Versand kommen. Niemand verfäume daher vor Ankauf eines Instrumentes den neuen Katalog mit vielen Abbildungen umsonst zu verlangen, derselbe wird an Jedermann portofrei versandt. Aufträge von 10 M. an führt diese Firma innerhalb Deutschlands portofrei aus.

Der billige Preis macht sie allen zugänglich und diesem Umstand verdanken die Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen ihre heutige Beliebtheit als Haus- und Heilmittel bei Störungen der Verdauung und Ernährung. Sie sind das beste Abführmittel und seit 33 Jahren im Verkehr. Erhältlich in den Apotheken zu 1 M. die Schachtel mit dem „Weißen Kreuz im roten Felde“ und Unterschrift „Rhd. Brandt“.

Prämiiert mit allerhöchsten Auszeichnungen u. a. der kgl. Sächsischen Staatsmedaille sind die Fabrikate der Bogtländischen Musikinstrumentenfabrik Hermann Dölling jun. Markneufkirchen, deren Inserat die verehrten Leser im Inseratenteil finden. Daß demzufolge jeder Besteller in bester Weise zufriedengestellt wird, bedarf hier keiner besonderen Erwähnung. Katalogsendung mit Vorzug-Rabatschein erfolgt gratis und portofrei.

Wir machen unsere geehrten Leser auf das Inserat des Apothekers **Josef Schneider in Reschitz** (Süd-Ungarn) aufmerksam und empfehlen den Bezug der amonzierten Präparate von der genannten Firma, indem sich diese Artikel, welche in Handel gebracht werden, in der Tat nicht nur in Deutschland, sondern auch auf dem ganzen Kontinent und

selbst in England und Amerika des besten Rufes erfreuen. Jeder Landwirt kennt „Schneider's Kräutergeist“ und es gibt heute kaum einen Landwirten in Deutschland, in dessen Haus sich „Schneider's Kräutergeist“ nicht eingebürgert hätte.

Seit 100 Jahren werden in Klingenthal (Sachsen) und Umgebung Musikinstrumente aller Art gefertigt und nach allen Weltteilen versandt. Diese Tatsache ist ein Beweis von der Vorzüglichkeit der Klingenthaler Fabrikate. Die Firma Wolf u. Co. in Klingenthal führt in ihrem neuen Hauptkatalog für 1910 „300 Sorten Ziehharmonikas“ und außerdem eine enorme Auswahl in allen übrigen Musikinstrumenten.

Die schon seit 15 Jahren bestehende Firma: **Emil Janßen**, Stahlwarenfabrik u. Versandhaus in **Wald Nr. 676** bei Solingen, versendet ihren neuesten, illustrierten Preiskatalog über alle Arten: „Solinger Stahlwaren, Gold-, Silber- u. Lederwaren, Waffen, Haushaltungsgeräte, Musikinstrumente“ zc. an Jedermann gratis und franko.

Wer gern lacht, lebt am längsten! Freunde guter humoristischer Bücher machen wir auf die Annonce der Rudolph'schen Verlagsbuchhandlung Dresden-Nr. 100 aufmerksam. Besonders das Buch „Die Humoristen“ ist sehr schön und preiswert. Ein beliebtes Buch ist auch „Die Kunst der Unterhaltung“. Man lernt aus diesem Buche, wie man auf eine passende Art und Weise, besonders Damen gegenüber, eine Unterhaltung anknüpft und ein beliebter Gesellschafter wird. Die Firma verkauft noch viele andere schöne Bücher, auch über Hebung der Körperkräfte zc.

Alle von Ihnen bisher bezogenen Instrumente sind ohne Ausnahme tadellos. Es gibt keine besseren für den Preis. Diese, sowie eine große Anzahl ähnlich lautender Anerkennungen wurden der Musikinstrumenten-Manufaktur **Wilhelm Kruse** in **Markneufkirchen** Nr. 563 unaufgefordert zugesandt, es ist dies wohl der beste Beweis dafür, daß man Musikinstrumente nirgends vorteilhafter kauft, als wie von oben genannter Firma.